

Volker Ullrich

Eine Nation ohne politische Erziehung

Otto von Bismarck nach 200 Jahren

Vor 100 Jahren, mitten im Ersten Weltkrieg, schrieb der Liberale Friedrich Naumann zum 100. Geburtstag Otto von Bismarcks am 1. April 1915: »Hand in Hand bewegt und erschüttert von der Wucht der uns umdrängenden Weltgeschichte, ge reizt und erzürnt von unglaublicher Bosheit der Feinde, so nahen wir uns in diesen Tagen seiner erhabenen Gestalt, um Größe zu nehmen von seiner Größe, Kraft von seiner Kraft, Klugheit von seiner Klugheit und Zuversicht von seinem unwandelbaren Vertrauen zum deutschen Volk.«

Solche Worte mögen uns heute, 200 Jahre nach Bismarcks Geburt, äußerst befremdlich erscheinen. Dabei zählte Naumanns Eloge noch zu den gemäßigten im Chor jener Stimmen, die Bismarck als Verkörperung des *furor teutonicus* priesen. »Seine Gestalt wächst ins Grenzenlose«, rief der national-liberale Politiker Gustav Stresemann, damals noch glühender Annexionist, aus. »Wir sehen ihn vor unseren Augen übermenschlich groß, als Roland und Siegfried zugleich.«

Begonnen hatte der militante Kult bereits nach Bismarcks Tod am 30. Juli 1898. Denkmäler schossen wie Pilze aus dem Boden. Sie zeigten den »Reichsgründer« nicht als Zivilisten, sondern in Kürassieruniform, als wehrhaften Recken, der seine Blicke grimmigen Gesichts in unbestimmte Ferne schweifen lässt. Hinter dem Monumentalbild vom »Eisernen Kanzler« verschwand, was seine Außenpolitik seit Mitte der 1870er Jahre ausgezeichnet hatte: der Sinn für Maß und Mäßigung. Er war der Einsicht abgerungen, dass das Deutsche Reich, wenn es seine Zukunft nicht verspielen wollte, sich selbst als »saturiert« definieren musste.

Damit hatte Bismarck freilich schon am Ende seiner Regierungszeit, erst recht

nach seiner Entlassung 1890, immer weniger Gehör gefunden. Der neuen Generation unter dem jungen Kaiser Wilhelm II., die nach einem »Platz an der Sonne« strebte, erschien seine auf Friedenssicherung angelegte Gleichgewichtspolitik nicht mehr zeitgemäß. Harry Graf Kessler, der als Mitglied einer Studentendelegation 1891 Bismarck in dessen Kurort Bad Kissingen besuchte, war enttäuscht: »Je länger man ihm zuhörte, umso stärker zwang sich einem die Erkenntnis auf, dass, was er sagte, sich an eine Generation wandte, die der Vergangenheit angehörte. (...) Er war, wie schmerzlich in die Augen sprang, kein Anfang, sondern ein Ende, ein grandioser Schlussakkord – ein Erfüller, kein Verkünder!«

Und doch wurde Bismarck nach seinem Tod eben dies: Leitfigur eines überhitzten Nationalismus, in welche die wilhelminischen Zeitgenossen ihre unbefriedigten imperialistischen Sehnsüchte hineinprojizierten. Darüber geriet eine seiner Kernmaximen, dass Politik immer die »Kunst des Möglichen« bleiben müsse, in Vergessenheit. Als Diplomat hatte sich Bismarck früh darin geübt, sich den gegebenen Konstellationen geschmeidig anzupassen und sie für seine Zwecke zu nutzen – immer mit dem Ziel, Preußens Macht zu mehren. Trotzdem blieben ihm, der wie kein zweiter die Geschicke Deutschlands und Europas im 19. Jahrhundert beeinflusst hat, die Grenzen seines Handelns stets bewusst. »Das lernt sich in diesem Gewerbe recht, dass man so klug sein kann wie die Klugen dieser Welt und doch jederzeit in die nächste Minute geht wie ein Kind ins Dunkle«, schrieb er seiner Frau Johanna im Juli 1864, nach seinem ersten großen außenpolitischen Triumph in der Auseinandersetzung um Schleswig-Holstein.

Das war keine Bescheidenheitsfloskel – Bismarck litt nie an mangelndem Selbstbewusstsein – sondern Ausdruck seiner tiefen Skepsis, was die Plan- und Machbarkeit von Geschichte überhaupt betraf: »Man kann nicht selber etwas schaffen; man kann nur abwarten, bis man den Schritt Gottes durch die Ereignisse hallen hört; dann vorzuspringen und den Zipfel seines Mantels zu fassen – das ist Alles.«

Und das war viel! Das auf den entscheidenden Augenblick Warten können, das entschlossene Zugreifen, wenn sich eine einmalige Gunst der Stunde bot – diese seltene Fähigkeit hatte Bismarck zur Perfektion entwickelt. Man hat ihn deshalb nicht zu Unrecht ein »Genie des Gegenwärtigen« genannt. Darin unterschied er sich von der nachfolgenden Generation wilhelminischer Politiker, die gerade nicht warten konnten und das Reich, in ihrem nervösen Aktivismus, in die außenpolitische Isolierung manövierten.

Am Ende freilich hatte dieser große Beweger seiner Zeit, einem Zauberlehrling gleich, die Kräfte, die er gerufen hatte, nicht mehr bändigen können. Die Dynamik des Industriekapitalismus, die sich im Rahmen des kleindeutsch-großpreußischen Nationalstaates von 1871 machtvoll entfalten konnte, entzog seiner Status-quo-Politik den Boden und verwies seine Nachfolger mit einer gewissen inneren Logik auf die Bahnen imperialistischer Expansion. Bismarck indes für die neue Zauberformel der »Weltpolitik« in Anspruch zu nehmen war eine bewusste Fehlinterpretation seiner Absichten, mochte er auch durch das zeitweilige Liebäugeln mit der Kolonialbewegung Anfang der 1880er Jahre diesem Missverständnis selbst Vorschub geleistet haben.

Bismarck, so hat der erste Bundespräsident der Bundesrepublik, Theodor Heuss, einmal bemerkt, sei ein Mann gewesen, der »in aller Kühnheit der Phantasie und Verwegenheit der Mittel sich unter dem Gesetz des Maßes wusste«. Das galt allerdings nicht für seine Innenpolitik. Hier

agierte er nach dem Motto: »Wer mit ihm gehe, sei sein Freund, wer wider ihn gehe, sein Feind – bis zur Vernichtung.« Dieses polarisierende Freund-Feind-Denken trug ein Element von

Gewalttätigkeit in die innere Politik, welches die politische Kultur des Kaiserreichs nachhaltig vergiftete. Das hatten zuerst die Katholiken im »Kulturkampf« der frühen 1870er Jahren zu spüren bekommen, später die Sozialdemokraten, denen Bismarck mit dem berüchtigten Sozialistengesetz von 1878 einen tödlichen Schlag versetzen wollte. Sein als fortschrittlich gerühmtes sozialpolitisches Reformwerk war Teil dieses Feldzuges; mit ihm wollte Bismarck der noch jungen Arbeiterbewegung das Wasser abgraben. Auch nach seinem Sturz verfolgte er die Linken mit unbändigem Hass. »Sie sind die Ratten im Lande und sollten vertilgt werden«, ließ er 1893 gegenüber einem amerikanischen Journalisten verlauten.

Solche Vernichtungsrhetorik entsprang seiner Furcht vor einer Revolution, dem »*cauchemar des révolutions*«, der in dem »*cauchemar des coalitions*«, dem Albtraum einer feindlichen Koalitionsbildung in seiner Außenpolitik eine Entsprechung fand. Bismarck hat die traumatische Erfahrung der Revolution von 1848 nie vergessen, durch die er die konservative soziale Ordnung, in der er als preußischer Junker aufgewachsen war und der er zeitlebens verbunden blieb, bedroht sah. Seit seiner Berufung zum preußischen Ministerpräsidenten im September 1862 war seine Innenpolitik von der obsessiven Vorstellung beherrscht, unter allen Umständen eine Konstellation verhindern zu müssen, die eine Wiederholung der Märzereignisse von 1848 möglich machen könnte.

Die Verteufelung der politischen Gegner als »Reichsfeinde«, die Knebelung des Parlaments und der Parteien, die Gängelung der Presse, das Spielen mit Staatsstreichgedanken – all dies sollte sich als schwere Belastung für die Zukunft erwei-

Der Albtraum der Revolution

sen. Bismarck, so zog sein großer Zeitgenosse Theodor Mommsen, der Berliner Althistoriker und liberale Achtundvierziger, Bilanz, habe »der Nation ihr Rückgrat gebrochen«. Und ähnlich kritisch äußerte sich der Soziologe Max Weber 1917, im dritten Jahr des Weltkriegs: »Er hinterließ eine Nation ohne alle und jede politische Erziehung. [...] Und vor allem eine Nation ohne allen und jeden politischen Willen, gewöhnt, dass der große Staatsmann an ihrer Spitze für sie die Politik besorgen würde.« In dieser obrigkeitstaatlichen Prägung erkannte Weber den »bei weitem schwersten Schaden« der Bismarck-Zeit.

Im Rückblick präsentiert sich das von Bismarck geschaffene Reich als ein relativ kurzlebiges historisches Gebilde. 1918, nach dem von den wilhelminischen Eliten provozierten Ersten Weltkrieg, musste die Hohenzollernmonarchie sang- und klanglos von der politischen Bühne abtreten. 1945, nach dem von Hitler-Deutschland entfesselten Zweiten Weltkrieg, ging der erste deutsche Nationalstaat endgültig in einem Meer von Verbrechen unter. Die Frage, die der Nestor der deutschen Geschichtswissenschaft Friedrich Meinecke mit seinem Schlüsselbuch *Die deutsche Katastrophe* von 1946 aufwarf, ob »Keime des späteren Unheils« nicht bereits in der Gründung des Deutschen Reiches »wesenhaft steckten« – ist die Kernfrage nach den Kontinuitäten deutscher Politik zwischen 1871 und 1933, welche die Historiker seitdem nicht mehr losgelassen hat.

Einfache Antworten der Art, Otto von Bismarck sei der erste »Dämon der Deutschen« (Johannes Willms) gewesen, dessen Hybris den zweiten Dämon, Adolf Hitler, direkt gezeugt habe, führen in die Irre. So schwer die Hypotheken, die Bismarck seinen Erben aufgebürdet hatte auch wegen – Scheitern und Untergang waren damit nicht unausweichlich vorherbestimmt. Zwar hatte sich der »Reichsgründer« nach Kräften bemüht, die konservativen Grundlagen der preußisch-deutschen Monarchie

auf Dauer zu stellen und eine Fortentwicklung seines autoritären Systems in liberalparlamentarischem Sinne zu blockieren. Doch die Strukturen waren nicht so festgezurrert, als dass es nach 1890 nicht auch Möglichkeiten einer Kurskorrektur gegeben hätte. Dass sie nicht genutzt wurden, dafür kann man Bismarck allein nicht mehr haftbar machen.

1990, 100 Jahre nach Bismarcks Entlassung haben sich die beiden deutschen Teilstaaten, die aus der Trümmermasse des »Dritten Reiches« hervorgegangen waren, vereinigt. »Höchst unerwartet«, prophezeite der Publizist Christian Graf von Krockow, würden »Bismarck und sein Werk eine neue, fast bedrängende Bedeutung« gewinnen. Doch davon kann keine Rede sein. Der zweite deutsche Nationalstaat ist nicht durch »Blut und Eisen« entstanden, sondern in friedlichen Verhandlungen mit den Siegermächten des Zweiten Weltkriegs. Und in ihrer inneren Verfassung und politischen Kultur ist die Bundesrepublik geradezu ein Gegenmodell zum autoritären Obrigkeitsstaat, den Bismarck ins Leben rief und zäh verteidigte.

Auch wenn manche das vereinigte Deutschland aufgrund seiner ökonomischen Stärke schon wieder in der Rolle einer europäischen Hegemonialmacht sehen – noch sprengt es das Gleichgewicht auf dem Kontinent nicht. Wenn Bismarck aber den Regierenden in Berlin heute noch etwas mitzuteilen hätte, dann wäre es seine Einsicht, dass ein deutscher Nationalstaat in der Mitte Europas für die übrigen Mächte nur verträglich ist, wenn er sich in Selbstbeschränkung übt und auf ihre Interessen und Empfindlichkeiten Rücksicht nimmt – eine Einsicht, die von den Nachfolgern des »Reichsgründers« bekanntlich in den Wind geschlagen wurde.

»Er ist die denkbar interessanteste Figur, ich kenne keine interessantere«, hat der Dichter Theodor Fontane einmal bemerkt. Als der wohl bedeutendste Staatsmann seines Jahrhunderts erregt Bismarck

noch immer unser Interesse, doch er polarisiert nicht mehr. Die alte Antinomie von Heroisierung und Dämonisierung ist aufgelöst. Anstelle der leidenschaftlich umkämpften kollektiven Erinnerung ist eine konsequente Historisierung getreten. Davon zeugen auch die zahlreichen biografischen Würdigungen, die in diesem Früh-

jahr zu seinem 200. Geburtstag erschienen sind. Allesamt zeichnen sie ein nüchtern-abwägendes, vielfarbiges und differenziertes Bild. Erst jetzt, so scheint es, gehört der so lange umstrittene Politiker ganz der Geschichte an. Erst jetzt können wir ihn gelassener betrachten, als es früheren Generationen möglich war.



Volker Ullrich

ist Historiker und Publizist; er leitete von 1990 bis 2009 das Ressort Politisches Buch bei der ZEIT in Hamburg. Zuletzt erschien bei C.H. Beck: *Die Revolution von 1918/19*.

ullrich@zeit.de

Hanjo Kesting

Mann eines Endzustands

Zum 100. Geburtstag von Stephan Hermlin

Als der Schriftsteller Fritz Rudolf Fries im Dezember 2014 in Petershagen starb, waren die Nachrufe auf ihn beherrscht von seinem Verhältnis zur DDR, besonders von dem Umstand, dass er in einer bestimmten Phase seines Lebens mit der Stasi angebändelt hatte. Fries, 1935 in Bilbao geboren, Sohn eines deutschen Vaters und einer spanischen Mutter, war in der DDR aufgewachsen, in der man sein erstes Buch, den großartigen Schelmenroman *Der Weg nach Oobliadooh*, Mitte der 60er Jahre nicht drucken wollte, sodass er durch die Vermittlung Uwe Johnsons bei Suhrkamp in Frankfurt erschien. Daraufhin verlor der Autor seine Stelle bei der Akademie der Wissenschaften in Ostberlin, es dauerte einige Jahre bis er im Hinstorff Verlag Rostock eine publizistische Heimat fand.

Der Preis, den er dafür zahlen musste, war die besagte Zusammenarbeit mit der Stasi. Fries ließ sich wahrscheinlich in der Hoffnung auf sie ein, seine Auftraggeber an der Nase herumführen zu können, ungeachtet der von ihm selbst formulierten

Einsicht, dass, wer mit dem Teufel isst, einen langen Löffel braucht. Er selbst war es, der seine IM-Tätigkeit sieben Jahre nach dem Mauerfall offenlegte, ohne seinem Stolz ein Reuebekenntnis abzuverlangen. Obwohl später keine ernsthaft belastenden Mitteilungen ans Licht kamen, reichte das bloße Faktum der Stasi-Connection aus, Fries und sein bedeutendes literarisches Werk dauerhaft in den Schatten zu verbannen. Nur der Kritiker Helmut Böttiger widmete ihm einen respektvollen Nekrolog und nannte die Vergessenheit, in die er geraten war, »tragisch«. Er schrieb: »Er war weitaus eher Opfer als Täter«.

Weit mehr als Fries war und ist Stephan Hermlin, der vor 100 Jahren, am 13. April 1915 in Chemnitz geboren wurde, ein exemplarischer Fall für die Autoren der DDR – und unseren Umgang mit ihnen. Als bekennender Kommunist und später Erbe des Bildungsbürgertums hatte er großen Einfluss auf das Kulturleben seines Staates, zu dem er sich noch bekannte, als er bereits untergegangen war. Dabei war